



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

— ♦ — Verschollen. — ♦ —

(Fortsetzung.)

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Er drückte ihr ein Goldstück, das er bereit gehalten hatte, in die Hand. Sie wehrte zwar zuerst die Annahme ab, schob aber schließlich auf sein Zureden das Zwanzigfrankstück in die Tasche.

„Ich habe aus den Briefen meines Bruders,“ fuhr er fort, „und aus anderen Aufzeichnungen ersehen, daß die äußeren Vorzüge und das liebenswürdige Wesen Madame Renaudins nicht ohne Eindruck auf meinen Bruder geblieben sind und ich habe Ursache anzunehmen, daß er, als er später in St. Rémy und in Chaulnes in Quartier lag, Ihrer Herrin Besuche abgestattet hat.“

Der Sprechende sah seiner Begleiterin scharf ins Gesicht und er konnte bei dem hellen Mondschein ganz deutlich wahrnehmen, daß ein Rucken des Erschreckens über ihr Gesicht lief.

„Sie können mir gewiß einige Mitteilungen darüber machen, Mademoiselle?“

Aber sie schwieg, und er bemerkte, wie sich Mißtrauen und Verlegenheit in ihren Mienen spiegelten.

„Ich weiß ja,“ sagte er eindringlich, „daß es nicht recht ist, Sie zu einer Indiskretion zu verleiten. Aber Sie werden sich ja wohl selbst sagen, daß ich diese weite beschwerliche Reise nicht gemacht habe, um meine bloße Neugier zu befriedigen. Sie wissen ja wohl,

welchen Zweck ich verfolge und ich gebe Ihnen mein heiligstes Ehrenwort, das ich strengstes Stillschweigen über das, was Sie mir mitteilen, bewahren werde und daß weder Ihnen noch Ihrer Herrin Unbequemlichkeiten daraus erwachsen werden. Mir liegt nur daran, Gewißheit über das Schicksal meines unglücklichen Bruders zu erhalten. Wüßten Sie, wie schwer meine arme Mutter unter dieser Ungewißheit leidet, wie sie ihre Nächte noch immer schlaflos unter Tränen verbringt, wie sie sich grämt und härmst, Sie würden gewiß Mitleid mit ihr empfinden.“

Seine beweglichen Worte, die in bittendem, warmem Ton gesprochen wurden, blieben nicht ohne Eindruck auf das junge

Mädchen. Und als er nun noch gar ihre Hand ergriff und sie herzlich drückte und mit flehender Stimme sagte: „Ich bitte

Sie dringend,

Mademoiselle, haben Sie Mitleid und schenken Sie mir Vertrauen,“ da geriet ihre Widerstandskraft ins Schwanken und im unsicheren, nachgiebigen Ton erwiderte sie: „Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, Monsieur.“

„Haben Sie nie bemerkt, Mademoiselle, daß zwischen Madame Renaudin und meinem Bruder ein gewisses geheimes Einverständnis bestand?“

Sie senkte nachdrücklich ihr Haupt und sann eine Weile vor sich hin.



Gesamtansicht von Kalisch.

dem Sitz der Kaiserlich-deutschen Zivilverwaltung für Polen links der Weichsel. Die russische Gouvernementsstadt Kalisch gehörte zu den ersten größeren Städten jenseits der Grenze, die von den deutschen Truppen besetzt wurden.

Endlich zuckte sie mit den Achseln.

„Bestimmtes weiß ich nicht. Daß er viel in ihrem Salon war, wissen Sie ja bereits, Monsieur. Und Madame Renaudin, mein Gott, sie ist gegen jeden Herrn, besonders wenn er hübsch, jung und galant ist, liebenswürdig und kokett und jeder macht ihr deshalb auch den Hof. Daß Monsieur de Wallberg ihr besser gefallen hat, als manch anderer der Herren Offiziere, daraus hat sie mir gegenüber kein Gehehl gemacht. Welch ein charmanter Mann! hat sie oft zu mir gesagt, wenn ich sie friierte. Ja, ich erinnere mich, daß sie einmal zu mir gesagt hat: Bist Du auch in den schönen Leutnant verliebt, Manon?“

In dem gespannt Zuhörenden schoß es heiß empor und seine Augen leuchteten voll Eifer auf.

„Das hat sie gesagt, wirklich, Mademoiselle? Bist Du auch — auch verliebt?“

„Zawohl, Monsieur. Ich habe noch darüber gelacht und habe erwidert: Ach Gott, Madame, unsrerer darf sich in einen so vornehmen schönen Mann nicht verlieben, das hat ja doch keinen Zweck.“

„Und sie — Madame Renaudin — was hat sie dazu gesagt und was machte sie für ein Gesicht?“

Die Jose fann wieder eine Weile vor sich hin, dann zuckte sie mit den Schultern: „Das weiß ich wahrhaftig nicht mehr, Monsieur. Viel war ja bei ihr auf eine solche

Neußerung nicht zu geben. Sie sagte häufig dergleichen und sie verliebte sich bald mal in einen der Herren, die bei uns verkehrten. Und es kommen viele Herren aus der Stadt und auch aus der Umgegend in unser Haus, denn Madame liebt es sehr, Gesellschaft bei sich zu sehen.“

„Und Monsieur Renaudin?“

„Mein Gott, ihm wäre ja gewiß lieber, wenn er mehr seine Ruhe hätte. Er zieht eine gemütliche Partie Karten vor und liebt den Trubel nicht, aber er tut, was Madame will.“

Glünther von Wallbergs hochge-spannte Erwartung wurde zwar durch die letzten Erläuterungen der Jose ein wenig enttäuscht, aber sein Eifer war unvermindert und trieb ihn zu weiteren Fragen an.

„Nun bitte ich Sie, Mademoiselle, einmal recht nachzudenken. Gaben Sie nicht bemerkt, daß mein Bruder, nachdem sein Regiment Reske verlassen hatte, Ihrer Herrin heimliche Besuche abgestattet hat?“

Die Mienen des jungen Mädchens bewegten sich lebhaft und ihre Augenlider flirrten ruhelos. Es war ihr unschwer anzusehen, daß sie nicht recht wußte, wie sie sich dieser Frage gegenüber zu verhalten hatte und daß sich in ihrer Brust von neuem ein Kampf zwischen der Pflicht der Discretion, die sie ihrer Herrin schuldete, und dem Verlangen, dem freundlichen und freigebigen jungen Herrn gefällig zu sein, abspielte.

„In welcher Zeit sollten denn solche Besuche stattgefunden haben?“ fragte sie nach einer Weile.

„Mein Bruder war in der zweiten Hälfte des Dezember in Reske in Quartier. Dann war er in St. Rémy und in Chaumes. Die Besuche müßten also in der Zeit von Anfang Januar bis 17. Januar geschehen sein.“

Mademoiselle Manon versank in ein angelegentliches Nachdenken. Endlich hob sie ihr Gesicht. In ihren glänzenden, lebhaft auf ihn gerichteten Blicken und in ihren von innerer Bewegung durchstrahlten Gesichtszügen malten sich Entschlossenheit und wichtige Genugtuung.

„Sie werden mit der Madame Renaudin auch ganz gewiß nicht verraten?“ fragte sie.

„Ich gab Ihnen bereits mein Ehrenwort und versichere Ihnen noch einmal, daß ich Ihr Vertrauen nicht täuschen werde.“

Er neigte seinen Oberkörper der Jose zu und erwartete mit gespanntestem Interesse ihre Mitteilungen.

„Es war am zehnten Januar,“ berichtete sie, „der Herr war nach dem Estaminet Meunier gegangen, wo er an jedem Sonnabend seine Partie Karten spielt. Da war es das erste Mal, daß sie, seit ich im Hause war, geheimen Besuch empfing. Ich weiß das deshalb noch so genau, weil an dem Tage mein Geburtstag war und weil ich am Abend gern zu meinen Eltern gegangen wäre. Aber Madame schlug mir meine Bitte rundweg ab. Ich sollte bis Sonntag warten. Und als ich ein ärgerliches Gesicht machte, redete sie mir gut zu und schenkte mir eine schöne seidene Bluse, die fast noch wie neu war. Und dann sagte sie mir: Sie würde um acht Uhr Besuch empfangen und es brauche außer mir niemand davon erfahren. Ich sollte dafür sorgen, daß die Köchin während der Zeit von acht bis zehn Uhr nicht in die vorderen Zimmer käme. Sie selbst würde dem Herrn öffnen, ich sollte indes auf dem Korridor sorgfältig Wache halten.“

„Sie haben also den Herrn gesehen?“ fragte Glünther von Wallberg, während ihn die Spannung heiß durchschauerte und sein Herz in raschen Schlägen pochen ließ.

„Nur flüchtig, weil nur Zwielicht im Korridor war und weil ich ja weit ab, dicht an der Küchentür, stand und die Klinke festhielt, während Madame mit dem Herrn durch den Flur huschte.“

„Und Sie haben ihn auch nachher nicht mehr gesehen?“

„Nein. Um zehn Uhr rief mich Madame. Ich hatte während der ganzen Zeit auf der Lauer gestanden und hatte auch ein paar Mal auf die Straße hinausgelauscht, damit, wenn etwa Monsieur Renaudin früher nach Hause käme, ich Madame sofort alarmieren konnte. Nun mußte ich wieder an der Küchentür Posto fassen, während Madame den fremden Herrn selbst hinausließ.“

„Sie haben ihn aber doch aus einiger Entfernung gesehen. Wie sah er denn aus?“

„Er war groß und schlank und hatte, wenn ich nicht irre, braunes Haar.“

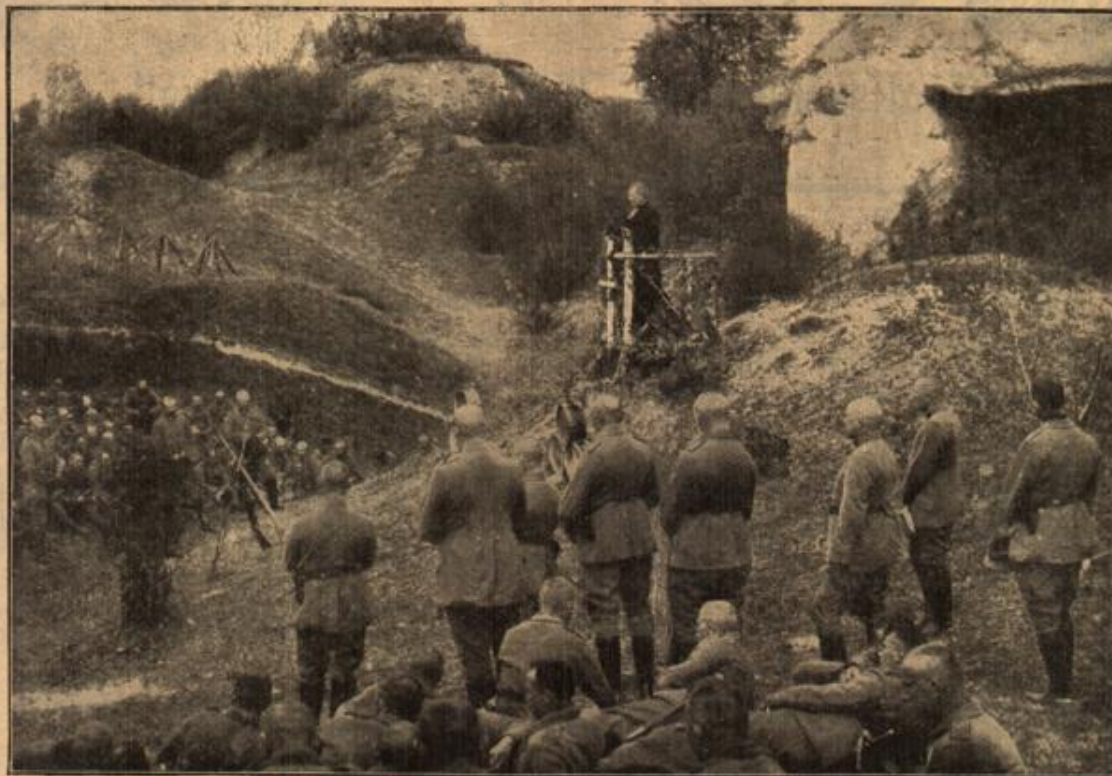
Dem aufmerksam Zuhörenden gab es einen ordentlichen Ruck.

„Und wann kam er das nächste Mal?“

„Am folgenden Sonnabend.“

„Also am siebzehnten Januar!“

Der Sprechende zitterte vor Erregung.



Feldgottesdienst unserer Truppen im Westen.

„Militärische Uniform trug er nicht?“ forschte er weiter.

„Nein. Er kommt immer in einem graugrünen Jäger- oder Förster-Anzug.“

„Er kommt? Sie meinen: Er kam.“

„In letzter Zeit ist er allerdings seltener gekommen. Das letzte Mal war er vor drei Wochen hier.“

Günther von Wallberg hielt unwillkürlich seine Schritte an, in seinem Gesicht malte sich die stärkste Ueberraschung.

„Aber dann kann doch mein Bruder gar nicht in Frage kommen,“ fuhr es ihm heraus und in dem Ton seiner Stimme zitterten Bestürzung und Enttäuschung. „Oder — es handelt sich um zwei verschiedene Personen.“

Doch Mademoiselle Manon schüttelte verneinend ihr hübsches Köpfchen.

„Es ist immer dieselbe hohe, schlanke Gestalt in graugrünem Jägeranzug. Die Gesichtszüge freilich habe ich nicht unterscheiden können. Madame öffnet ihm, wie gesagt, stets selbst und ich habe keine Gelegenheit, in seine Nähe zu kommen.“

Dem jungen Deutschen war ganz heiß geworden; er lüftete seinen Hut und trocknete die feuchte Stirn. Ein Gedanke schoß in ihm hoch, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen erzittern ließ. Odyssens und Kalyptos! Die alte Homersage fiel ihm plötzlich ein. War es möglich, daß Egon sich von dem koketten, verführerischen Weibe derartig hatte bestricken lassen, daß er Pflicht, Ehre und Vaterlandsliebe so ganz vergessen hatte? Daß er fahnenflüchtig geworden, daß er sich von der Circe hatte verleiten lassen, zurückzubleiben und in ihrer Nähe irgendwo unter fremdem Namen unterzuschlüpfen? Ein Chaos von Gedanken und Empfindungen stürmte in ihm, die zu einander in grellem Kontrast standen. Mit großer Willensanstrengung raffte er sich endlich zu einer neuen Frage auf.

„Wann glauben Sie, wird der fremde Herr wieder kommen?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht übermorgen — Sonnabend. Er ist immer nur des Sonnabends gekommen.“

Günther von Wallberg war noch wie betäubt, als er sich nach einigen Abschieds- und Dankesworten von der Bosc trennte und auf den Heimweg machte. Auch während er nach St. Rémy zurückritt, dachte er so emsig und angelegentlich über die Mitteilungen nach, die ihm Madame's Vertraute gemacht hatte, daß ihm die Zeit wie im Fluge verstrich und daß er sich noch zu keiner klaren, festen Meinung durchgerungen hatte, als er auf dem Schloßhof angekommen war.

Am nächsten Vormittag, als er das Für und Wider ruhiger zu überlegen imstande war, wollte ihm dünken, daß der Gedanke, Egon könne der geheimnisvolle Besucher Madame Renaudin's sein und er könne sich von der Leidenschaft für die Französin so völlig habe berücken lassen, daß er darüber Beruf und Heimat, Mutter und Geschwister, vergessen habe, doch allzu romantisch sei. Entweder handelte es sich doch um zwei verschiedene Männer, oder aber Egon kam überhaupt nicht in Betracht und die Spur, der er in Nesle nachgegangen, war eine falsche. Freilich, zu dem Entschlusse, alle weiteren Nachforschungen aufzugeben, die Identität des heimlichen Besuchers der schönen Notarsgattin festzustellen, konnte er sich nicht verstehen. Vor allem lag ihm daran, zu erfahren, ob Egon oder ein anderer es gewesen, der am Abend des 17. Januar Madame Renaudin einen Besuch abgestattet hatte. Und so ließ er sich am Sonnabend abends den ihm vom Oberst de St. Aulaire zur Verfügung gestellten Rappen satteln, um gen Nesle zu reiten. Als er sich der Villa näherte, wäre er beinahe dem Herrn Notar in die Arme gelaufen, der sich allem Anschein nach zur gewohnten Partie Karten in die Stadt begab. Er schlug rasch einen Seitenweg ein und erst, als Herr Renaudin außer Gesichtswerte war, bog er wieder in die einsame Straße ein, an der sich die Villa befand. Hier nahm er nun gegenüber der Villa vorsichtig Stellung, darauf bedacht, daß ihn niemand, der von der Stadt herkam, sehen konnte. Viertelstunde auf Viertelstunde verging; außer einigen Landleuten, die sich offenbar auf dem Heimwege befanden, passierte niemand die Straße.

Endlich — es war nahe an neun Uhr und die Dämmerung hatte sich bereits über der Landschaft gelagert — erschien ein hochgewachsener Mann, eiligen Schrittes.

Günther von Wallberg fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte; seine Erregung war so groß, daß seine Hände zitterten und daß vor seinen Augen alles wie in einem Nebel verschwand. Er mußte sich erst Ruhe predigen und alle seine Selbstbeherrschung aufbieten, um sich fähig zu machen, scharf und mit Ueberlegung zu beobachten. Vorsichtig, hinter einem Baum stehend, lugte er aus. Die schnellen, elastischen Bewegungen der allmählich näherkommenden Gestalt bewiesen, daß es ein noch jüngerer Mann sein mußte. Er war groß und schlank und nun erkannte der heimlich Spähende auch, daß der Fremde einen grünlich-grauen Jägeranzug und ein kleines Hüütchen von derselben Farbe trug, ähnlich wie sich Egon der verliebten Louise Bonnetain nach ihrer Schilderung am 17. Januar gezeigt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Schlacht. Von Paula Volkmann.

Heiß! Hurra! nun geht's drauf auf den Feind,
Straffer schon sitzt man zu Pferde!
Und doch so goldig die Sonne noch scheint —
Gruß Dir! Du heilige Erde!

Sturmwindsgewaltig braust vorwärts die Schar,
Flattern und rauschen die Fahnen,
Siegesgewohnt blickt der preußische Mar,
Schirmherr schon unserer Ahnen.

Wehenden Mantel um dürres Gebein,
Blitzend den Säbel geschwungen,
Führet der Tod in die Schlacht uns hinein —
Feinde, bald seid ihr bezwungen.

Klirrende Schwerter, Getöse, Gefrach,
Nechzen und todwundes Stöhnen,
Manchem das blitzende Auge schon brach —
Gott, gib das Heil unsern Söhnen!

Hell in der Schwerter so grimmtigen Schall
Hört man die Worte erklingen:

„Heimat, Du Mutter, wir schützen Dich all,
Wie soll der Feind Dich erringen!“



Jauchzend stimmt alles begeistert mit ein,
Vorwärts! jetzt gilt es zu siegen —
Lichter schon werden die feindlichen Reih'n,
Noch kennt der Tod kein Genügen.

Weiter gebiet'risch die Knochenhand zeigt,
Vorwärts! und drauf! ohn' Ermatten —
Glühend im Westen die Sonne sich neigt,
Länger schon werden die Schatten.

Da bei dem letzten, ersterbenden Schall
Wandeln auf leuchtenden Bahnen,
Alle die Helden in's heil'ge Walldall,
Leise nur rauschen die Fahnen.

Lächelnd der Tod in das Abendrot sieht,
Ruhet nach Hasten und Jagen,
Alle die Herzen, die stürmisch gegläht,
Hörten ja auf nun zu schlagen.

Ernte, so reiche, bracht' heut ihm der Tag,
Blutig erkauft war das Siegen,
Alles vernichtet vom tödlichen Schlag —
Ja, Tod! nun ward dir Genügen!

„Nun sag' — wo ist Deine schöne Tochter?“

Der russische Offizier, der diese Worte sprach, rechte sich auf der Bank, die zwischen dem Tisch und dem kleinen Fenster stand. Halb meinte er es im Scherz, halb als Befehl. Und dabei sah er nicht den Alten an. Scheinbar gelangweilt sah er zum Fenster hinaus. Sah in den blühenden Garten. Sah in die weiße Pracht der Kirschbäume hinein. Was doch die Deutschen, die Schwaben, fleißig waren! Wie die ihre großen Obstgärten pflegten! Gleich zu sehen, ob ein Ruthene oder ein Schwabe auf einem Gehöft saß . . .

„Ja — also Alter, wo hast Du Deine Tochter?“

Der Offizier drehte sich ein wenig um und sah zu dem Alten hin. Jetzt wurde er schon ungeduldig. Was nur dem Alten einfiel?

Der Alte sah dem Offizier gegenüber und schenkte ihm ein aus der Flasche: „Trinken Sie, Hochedler! Trinken Sie! Den Schnaps haben wir selbst gebrannt!“

Der Offizier wandte sich ganz herum: „Also sage mal, was fällt Dir ein? Warum antwortest Du mir nicht?“

Der Alte sah ihn offen an mit seinen blaugrauen Augen, die unter weißbuschigen Brauen hervorsahen. Ganz unbeweglich war dieses von vielen Falten zerklüftete Gesicht. So zerrissen es erschien, so fest war es doch. Diese hochgewölbte Stirn — das vorspringende Kinn, die starke Nase — ein echter Deutscher.

Der Offizier zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf — sah noch einmal flüchtig den Alten an — und blickte dann wieder hinaus.

Der Alte schenkte ihm wieder ein, goß ihm das große Glas ganz voll.

Da sprang der Offizier auf und schrie: „Wenn Du mir nicht sagst, wo die schöne Flora ist, lasse ich sie von meinen Soldaten suchen!“

Er ging erregt hin und her, stampfte ab und zu mit den Stiefeln auf und schlachte.

Der Alte verfolgte ihn mit seinen Augen. Leise erzählte er: „Ja — vor zwei Jahren — da hatten wir eine Ernte im Garten! Die Bäume waren ganz rot. Ganze Fässer voll Kirschen konnten wir einstampfen und einkochen. Und das gab ein Schnäpschen — was, ein Schnäpschen?“

„Ja, ja!“ wehrte der Offizier ab und warf sich wieder auf seinen Platz.

„Ich — wenn der Hochedle gestattet — nehm ich mir auch ein Gläschen,“ meinte der Alte.

„Befehl Dich, wenn Du Lust hast!“ rief der Offizier und sah wieder zum Fenster hinaus.

Der Alte holte sich aus dem buntbemalten Schrank ein Glas und goß sich auch aus der Flasche ein.

„Entschuldigen, entschuldigen, der Hochedle! Ich sah gar nicht, daß das Glas schon wieder leer war!“

Er lächelte ein wenig und füllte das Glas des Offiziers wieder voll.

„Prost, Alter!“ sagte der, scheinbar wieder gut gelaunt. Er stieß mit dem Alten an und trank zugleich mit ihm. Dann sagte er: „Was, spreche ich nicht gut deutsch? Was, ich kann Eure Sprache doch ebenso gut wie Ihr?“

„Ja wohl — ebenso gut!“ nickte der Alte.

„Ich — ich war auch lange drüben — in Deutschland!“ lachte der Offizier. „Ja — daher — daher gefallen mir auch Eure Mädchen so gut!“

Er lachte laut und schlug auf den Tisch.

„Die Mädchen, die Mädchen!“

Blötzlich schlug er um: „Du — Du brauchst jetzt keine Angst vor mir zu haben — wegen Deiner Tochter! . . . Warum zeigst Du sie mir nicht? Warum rufft Du sie nicht?“

Er fragte fast weinerlich.

Aber der Alte antwortete nicht, sondern trank nur einen kleinen Schluck aus seinem Glase und sah dann wieder den Offizier unverwandt mit diesem unerklärlichen Blick an.

„Sieh mal — ich könnte Dich durchpeitschen lassen. Totpeitschen lassen könnte ich Dich!“ meinte der Offizier drohend. „Aber ich will ja nicht! Ich will nicht!“ fügte er fast weinerlich hinzu. „Hab genug Tote gesehn. Mag nimmer. Vrr!“

Er legte den Kopf in die Hände und grübelte.

Der Alte blieb still sitzen.

Der Offizier seufzte.

So saßen sie eine Weile stumm beisammen.

„Trinken Sie, trinken Sie, Hochedler!“ mahnte der Alte.

„Ja, ja, trinken!“ schreckte der Offizier empor, „das ist das Beste!“

Er stellte das Glas mit unsicherer Hand auf den Tisch und sagte seufzend: „Hättest doch die Flora rufen sollen! Weist Du — ich bin so traurig! . . . Ruf sie doch! Ruf sie doch!“ bat er und fast weinte er dabei.

Der Alte blieb stumm.

Und da fing der Russe an, weich, wie wenn er ein Bekenntnis ablege: „Du hast ja recht — ich bin nicht wert, daß Du die schöne Tochter zu mir ruffst! . . . Aber warum wollte sie damals nichts von mir wissen, als wir das erste Mal hier waren? Warum stieß sie mich zurück? Warum schlug sie mich mit dem Besen ins Gesicht? Warum fragte sie und — biß mich? Ja — siehst Du! Warum?“

Der Alte antwortete nicht. Wie wenn der Offizier ganz was anderes wissen wolle, sagte der Alte: „Ich denke, auch in diesem Jahre werden die Bäume wieder so reich tragen, wie vor zwei Jahren — wenn die meisten Menschen es auch nicht wert sind!“

„Ja — ja, ich bins ja nicht wert, daß die schöne Flora zu mir kommt!“ meinte der Offizier, der auf seiner Bank bedenklich schwankte. Er griff nach dem Glase, wie wenn ihm das Kalt geben solle.

„Warum wollte sie nichts von mir wissen?“ fragte er wieder, nachdem er getrunken hatte. „Ja, das macht mich ganz — ganz wild. Und dann — ja dann befahl ich eben meinem Burschen, er solle eine Korporalschaft rufen — solle die in Floras Zimmer führen . . . Teufel noch mal — wenn man doch im Kriege ist!“

Er schlug wieder auf den Tisch, war erregt und befahl: „Du ruffst jetzt die Flora! Ich will ihr abbitten! Du ruffst sie!“

Der Alte goß ihm nur wieder ein — und schwieg. Nur seine Augen gingen so merkwürdig hell zu dem Offizier hinüber. Der verlor sehr rasch seine Erregung. Sich selbst anklagend sagte er: „Es war gemein! Es war gemein! — Ich habe auch schon genug darunter gelitten! Genug . . . Aber — was willst Du — Alterchen, was willst Du! — Im Krieg — da ist man eben kein Mensch. Ein wildes Tier ist man. Ein Tier! Es ist schrecklich, schrecklich!“

Der Alte sah ein wenig nachdenklich aus. Fast kam so etwas wie Mitleid in seine Augen. Aber in kurzer Zeit sah er wieder so fest dem Offizier ins Gesicht.

Der griff wieder nach dem Glase und trank. Und dann sagte er: „Nun will ich ihr ja abbitten. Will ja gutmachen, was ich gutmachen kann.“

Der Alte schüttelte unmerklich den Kopf, als wolle er sagen, daß nichts gut zu machen gehe.

„Ruf sie doch —“ stammelte der Russe und ließ den Kopf auf den Tisch sinken. Leise weinte er. „Ich will's ja gut machen! Ich will's ja gut machen!“

Der Alte hörte mit an, wie der Offizier weinte. Sein Gesicht wurde nicht weich.

Er wartete ab, bis der Offizier einschlief. Dann erhob er sich vorsichtig. Vorsichtig ging er hinaus in den Garten.

Vor einem alten Kirschbaum blieb er stehen. Unter dem Baum war ein frisches Grab aufgeworfen. Der Alte beugte sein Haupt — leise weinte auch er. Und leise murmelte er: „Daß nur — Flora — nun wird es gut gemacht. Die — die Bestie — die Dich ermorden ließ!“

Er richtete sich auf und ging mit dem alten, verschlossenen Gesicht nach dem Hof, wo Holz und Reisig aufgespeichert lag. Soviel er fassen konnte, trug er ins Haus und schichtete es auf dem Hausflur auf.

Dann ging er wieder hinaus und schloß von außen alle Fensterladen, trotz des hellen Sonnenscheins, der mit seiner ganzen Kraft auf den Blüten lag.

Als alle Fensterläden gut befestigt waren — er hatte noch Stangen vorge stellt und schwere Geräte — ging er ins Haus, verschloß die Thür von innen und machte sich daran, das Reifig anzuzünden.

Rasch fingen die trockenen Zweige Feuer. Und ein heißender Qualm füllte das Haus.

Der Alte ging langsam in das Zimmer zu dem Offizier und setzte sich ihm gegenüber.

Wieder sah er ihn so starr und unverwandt an.

Der Offizier schlief. Ihn schien der gelbe Qualm wenig zu stören. Der Alte hüstelte schon, da schnarchte der Offizier noch. Erst als der Qualm dichter geworden, als die Flammen aus dem Reifighaufen emporleuchten und gierig das Holzwerk

des Hauses erfaßten, als die Thür schon brannte und der Alte sich schon ganz zur Erde bückte, um noch ein wenig Luft zum Atmen zu finden — da erst erwachte der Offizier. Er sprang taumelnd auf — wollte dann zur Thür — zum Fenster.

Da packte ihn der Alte: „Du — jetzt heißt es gut-machen!“ Heiser und leuchtend kamen diese Worte heraus.

Und heiser und leuchtend kämpften nun die beiden Männer miteinander. Sie rangen — sie stöhnten — sie husteten — der Rauch sprengte sie beinahe — aber der Alte ließ nicht los.

Sie sanken auf die Erde. Der Offizier flehte um sein Leben. — Sie rangen so lange — sie hielten sich fest — bis die Flammen sie umwirbelten . . .



Landshnechte. Nach dem Gemälde von W. Diez.

Der Fall Franke.

(Fortsetzung.)

Novelle von Otto Hoeder.

(Nachdruck verboten.)

„Das halte ich selbst für unwahrscheinlich,“ meinte der Staatsanwalt mit überlegenem Nicken. „Der Angeklagte wird einfach auch abends die Summe nicht ausgezahlt haben. Das spricht ja gerade dafür, daß er die Tat mit Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt hat.“

„Wo blieb denn aber die braunlederne Briefftasche?“ entgegnete Hellborn mit unerschütterlicher Ruhe. „Man borgt sich doch nicht eine Briefftasche, nur um sie nachher wegzuworfen. Trifft die Annahme des Herrn Staatsanwalts zu, daß Lewis von seinem Sohne kein Geld erhalten hat, so konnte er dies vor seinem Eintritt in das Café Gärtner doch nicht wissen. Gleich nach seinem Fortgange ist er aber das Opfer eines Verbrechens geworden. Ich wiederhole darum: Wo blieb die Briefftasche?“

Die Ausführungen des Rechtsanwalts machten augenscheinlichen Eindruck auf die Geschworenen. Einer von ihnen wollte wissen, ob man denn nicht Nachforschungen im Spreewald nach dem Verbleib der Tasche angestellt habe.

Kommissar Barnhagen bejahte dies, es sei aber nichts zu entdecken gewesen.

Ein zweiter Geschworener wollte den Kellner Schmidt befragen wissen, ob dieser im Besitze des alten Franke größere Vorräte wahr genommen habe. Der Zeuge glaubte sich entsinnen zu können, eine braunlederne Briefftasche in Lewis' Händen erblickt zu haben, er setzte aber vorsichtig hinzu, daß er diese Angabe, da er sich doch irren könnte, nicht auf seinen Beugeid nehmen wollte.

Nunmehr wurde die von der Verteidigung geladene Zeugin Tinschmann vorgerufen. Sie bestätigte lediglich die Ausführungen des Verteidigers. Dann, als ihr Blick zufällig den Angeklagten streifte, zuckte sie betroffen zusammen.

Dem Präsidenten war ihre Bewegung nicht entgangen.

„Kennen Sie den Angeklagten?“ forschte er.

Die Frau erröthete verwirrt. „Allerdings,“ brachte sie zögernd hervor. „Der Herr dort war einmal bei meinem Zimmerherrn. Er ist nicht mehr ganz so stark wie früher, und er scheint mir noch ein bißchen gewachsen.“

Unter den Zuhörern machte sich kaum verhaltene Heiterkeit geltend. Aber die Zeugin, welche den Angeklagten mit immer regerem Interesse betrachtete, ließ sich nicht irremachen.

„Ich kenne die Frau nicht. Ich sehe sie heute zum ersten Male,“ beteuerte Gisbert Franke, der inzwischen mit finsterner Miene unbeweglich dagestanden hatte.

„Nein, er scheint es doch nicht zu sein. Aber solche Ähnlichkeit!“ rief die Zeugin betreten.

„Wer scheint es nicht zu sein? Und warum scheint er es nicht zu sein?“ forschte der Vorsitzende.

Die Zimmervermieterin gab nicht sogleich Antwort, sie trat näher an die Anklagebank heran und schaute Gisbert Franke unverwandt in das Gesicht.

„Und er ist es doch!“ rief sie laut. „Lieber Herr, nicht wahr, Sie sind bei mir gewesen? Es war am ersten August. Sie kamen und zahlten mir die Miete für Herrn Franke.“

„Unmöglich, der Herr hier ist einige Tage vorher verhaftet worden!“ fiel Hellborn ein.

„Bitte, lassen Sie die Frau ausreden!“ unterbrach ihn der Präsident. „Sagen Sie ohne Scheu, was Sie wissen. War es vielleicht einige Tage früher, Franke?“

„Nein, es war am ersten August. Ich weiß es genau. Das Geld kam mir gerade recht zur Miete. Der Herr hier fragte doch auch noch, ob die Polizei die Sachen des Herrn Franke beschlagnahmt habe. Das war freilich geschehen, aber es war fast nichts, er hatte nicht viel anzuziehen. Auch nach Geschriebenem fragte der Herr. Aber da hatte auch schon die Polizei nichts gefunden, denn Herr Franke verbrannte jede Zeile, wenn er sie kaum gelesen hatte. — Nicht wahr, lieber Herr, Sie waren bei mir?“

„Sie irren sich,“ entgegnete der Angeklagte.

Der Staatsanwalt hatte sich schon vor einer Weile erhoben; er wollte gerade das Wort ergreifen, als er durch einen an ihn herantretenden Schutzmann daran verhindert wurde. Der Schutzmann überreichte ihm ein amtliches Schreiben und machte fehr.

Raum hatte der Staatsanwalt es geöffnet und einen Blick auf seinen Inhalt geworfen, als er auch schon lebhafte Spannung bekundete. Gleich darauf trat er hinter den Stuhl des Präsidenten und handigte diesem das Schreiben ein.

„Eine amtliche Auskunft des Einwohnermeldeamtes, welche ich den Herrn Präsidenten zu verlesen ersuche.“

Der Vorsitzende verlas unter der atemlosen Aufmerksamkeit der Versammlung: „Gemeldet Witwe Mary Franke, geborene Davis, sowie als Sohn William Franke, Ingenieur, beide amerikanischer Staatsangehörigkeit, gezogen nach Ausweis der Anmeldepapiere am 7. Juni d. J. aus Hamburg.“

Eine allgemeine Bewegung gab sich in dem Saale kund. Der Angeklagte stand mit vergrößerten Augen, als ob er nie mehr Gehofftes zu hören bekommen habe; seine Braut war aufgeschreckt und würde auf den Angeklagten zugeeilt sein, wenn sie der Runtus nicht halb mit Gewalt daran gehindert hätte.

Hellborn hatte sich nach seinem Klienten umgewandt und diesem herzlich die Hand gereicht.

„Es sind vermutlich Anträge zu stellen?“ fragte der Präsident, dabei Staatsanwalt und Verteidiger der Reihe nach anblickend.

Der erstere hatte sich wieder erhoben.

„Es wird sich kaum umgehen lassen, den William Franke als Zeugen zu verhören,“ sagte er. „Mit Bewilligung des Gerichtshofes werde ich ihn durch einen Boten sofort herbeiholen lassen. Es dürfte sich empfehlen, bis zu seiner Rückkunft die Sitzung zu unterbrechen.“

„Und Sie, Herr Verteidiger?“ fragte der Präsident, der sich gleich den beiden Beisitzern bereits erhoben hatte.

„Selbst auf die Gefahr hin, einem vielleicht Unschuldigen wehe zu tun, gebietet mir das wohlverstandene Interesse meines Klienten, den Antrag auf vorläufige Festnahme des William Franke und seiner Mutter und Veranstaltung einer sofortigen Hausdurchsuchung zu stellen. Nach dem Gange der bisherigen Verhandlung erscheint William Franke der Täterschaft hinreichend verdächtig, um meinen Antrag zu rechtfertigen. Möge es dem Gerichtshof gefallen, den hier anwesenden Kommissar Barnhagen sofort nach Schöneberg zu entsenden und in der Wohnung besonders nach dem Verbleibe der bewußten braunledernen Briefftasche forschen zu lassen.“

Der Staatsanwalt glaubte dem Antrage der Verteidigung aus Billigkeitsgründen nicht widersprechen zu sollen, und unter dem beklommenen Schweigen der Versammlung zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück.

Nur wenige Minuten verstrichen, dann erschien der Gerichtshof auch schon wieder im Saale, und der Präsident verkündete die Annahme der von der Verteidigung gestellten Anträge.

„Bis zur Rückkunft des Kommissars wird Aussetzung der Sitzung beschlossen, die Herren Geschworenen haben sich zur Verfügung des Gerichtshofes zu halten. Der Angeklagte wird abgeführt!“

III.

Von den Zuhörern verlief kaum ein einziger den mühevoll erkämpften Platz. Der Widerstand der Ansichten und Meinungen wogte erregt hin und her; im allgemeinen zeigte man sich indessen geneigt, den Unschuldsbeteuerungen des Angeklagten Glauben zu schenken. Nur vereinzelt hielten an ihrer gegenwärtigen Meinung fest. Etwas über eine Stunde war in derartiger Zwitterung verstrichen, als sich das Gerücht im Saale verbreitete, Kommissar Barnhagen sei bereits wieder zurück. Es sollte sich alsbald bewahrheiten. Wenige Minuten später trat der Gerichtshof wieder ein, und die rasch herbeigerufenen Geschworenen füllten wieder die ihnen zugewiesenen Bänke. Der Angeklagte wurde wieder vorgeführt, die Sitzung für wiedereröffnet erklärt.

„Kommissar Barnhagen soll eintreten!“

Dieser durchschritt elastisch den Saal; er trug eine Aktenmappe unter dem Arme, die er dem Vorsitzenden einhändigte.

„Welche gehorhamst den Sistierten zur Stelle,“ berichtete der Kommissar. „Frau Franke ist nicht transportfähig, sie liegt schwerleidend danieder. Ich habe einen Koffen in der Wohnung zurückgelassen. Die bei der Hausdurchsuchung von mir beschlagnahmten Sachen habe ich mitgebracht.“

Der Präsident öffnete die Mappe; das erste, was er ihr entnahm, war eine braunlederne, ziemlich abgegriffene Briefftasche. Der übrige Inhalt bot nur dürftige Ausbeute; es waren zumeist Korrespondenzen und andere belanglose Sachen. Die Erregung im Saale erreichte ihren Höhepunkt, als der Prä-

ident die Briestafche öffnete und derselben neunzehn Tausendmarkscheine sowie vier Hundertmarkscheine entnahm.

Die sofort vorgerufene Frau Linschmann erkannte mit großer Bestimmtheit in der ihr vorgelegten Tasche ihr Eigentum; auch die Nummern der Tausendmarkscheine stimmten mit dem Verzeichnis überein, welches nach Gisbert Brandes Verhaftung in dem im Fabrikontor aufgestellten Geldschrank aufgefunden worden war.

„Wir schreiten zur Vernehmung des William Brandel“ entschied der Präsident.

Unter dem atemlosen Schweigen der Versammlung geleitete der Runtius den Sistierten in den Saal.

Alles streckte die Hälse, um den Eintretenden besser sehen und ihn auf die Ähnlichkeit mit dem Angeklagten prüfen zu können.

Die Ähnlichkeit der beiden Männer war allerdings geradezu verblüffend. William Brande war etwas kleiner und beleibter als der Angeklagte; beiden aber war dasselbe energische charakteristische Gepräge der Gesichtszüge, derselbe offene und doch strenge Blick, die ganze zielbewusste Haltung gemeinsam.

Selbst der Vorsitzende bedurfte einer kurzen Sammlung, ehe er sich so weit wieder beherrscht hatte, um mit dem Verhör beginnen zu können.

„Man hat mich vom Krankenbett meiner Mutter weggeschleppt“, redete ihn da aber William Brande schon an. „Mit welchem Rechte? Ich protestiere gegen diese entwürdigende Behandlung. Ich bin amerikanischer Bürger und stelle mich ausdrücklich unter den Schutz unserer Verfassung.“

Selbst seine Stimme hatte, wie man allgemein im Saale bemerkte, mit der des Angeklagten viel Gemeinsames.

„Es soll Ihnen keines Ihrer Rechte vorenthalten werden“, unterbrach ihn der Präsident kühl. „Vorläufig haben Sie hier Zeugnis abzugeben. Ist Ihnen der Angeklagte dort bekannt?“

Mit unverkennbarer Neugierde heftete der Gefragte seinen Blick auf Gisbert, gleich darauf aber wendete er sich kopfschüttelnd wieder ab.

„Nicht daß ich wüßte“, versetzte er. „Ich sehe diesen Herrn vermutlich zum ersten Male in meinem Leben. Er kommt mir allerdings merkwürdig bekannt vor.“

Diese Worte erregten einen flüchtigen Heiterkeitsausbruch im Saale, der indessen durch eine gebietende Handbewegung des Vorsitzenden sofort wieder gebannt wurde.

„Sie sind der ältere Stiefbruder des Angeklagten?“ fragte der Präsident.

„Nein!“ lautete die scharfe Entgegnung. „Mein Vater ist bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode mit meiner Mutter rechtsgültig verheiratet gewesen. Aus dieser Ehe bin nur ich hervorgegangen. Ich muß es ablehnen, illegitime Verwandtschaftsbande anzuerkennen.“

Durch die Gestalt Gisberts ging bei diesen verlegenden Worten ein Zucken, aber es drang kein Laut über seine Lippen, obwohl sich diese wiederholt zum Sprechen öffneten.

„Ihre Mutter und Sie lebten zuletzt in keinem guten Einvernehmen mit ihrem Vater?“ fuhr der Präsident fort. „Wenigstens hatten Sie getrennte Wohnungen inne.“

„Meine Familienverhältnisse sind durch die Schuld meines Vaters sehr trübe“, erklärte William Brande. „Wir, meine Mutter und ich, haben alle Ursache, uns meines Vaters zu schämen. Durch seine Schuld mußte ich eine geachtete und gefestigte Lebensstellung in meiner Heimat aufgeben und sehe mich gezwungen, von vorn wieder anzufangen.“

„Warum wendeten Sie sich aber gerade nach Berlin?“ forschte der Vorsitzende. „Wollten Sie denn mit Ihrem Vater hier zusammentreffen?“

„Muß ich darauf Antwort geben?“

„Es wird in Ihrem eigenen Interesse liegen, zwingen kann ich Sie dazu nicht.“

„Nun denn, wir reisten meinem Vater nach, um ihm womöglich einen Teil seines Raubes wieder abzunehmen. Er hatte durch ein Verbrechen uns an den Vettelstab gebracht. Ich ruhte nicht, bis ich seine Spur wieder auffand. Ich nehme nicht zu erklären Anstand, daß ich meinen Vater der hiesigen Behörde übergeben haben würde, hätte er uns nicht wenigstens teilweise Schadenersatz zu leisten vermocht.“

Es sprach eine solche verstandesmäßiger Herzenskälte aus den Worten des Zeugen, daß der Vorsitzende nur mit Mühe ein Wort der Mißbilligung unterdrücken konnte. Plötzlich fragte er unermittelt: „Sind Sie in der Lage, Ihren Aufenthalt während der Nacht vom 26. auf den 27. Juli nachzuweisen?“

Kein Muskel in dem Gesicht des Gefragten veränderte sich; er schob nur lässig die Schulter hoch. „Da muß ich zuerst nachdenken. Wahrscheinlich war ich zu Hause. Meine Mutter ist schon leidend hier eingetroffen. Unmittelbar darauf wurde sie schwer krank. Sie ist es auch heute noch, sonst wären wir längst wieder nach Amerika zurückgekehrt. Ich bin ihr einziger Pfleger und schon aus diesem Grunde sehr häuslich.“

„Sie haben in der kritischen Nacht also nicht etwa ein Gartenlokal, zum Beispiel das am Bellevuebahnhof gelegene Café Gärtner aufgesucht?“

„Wohl schwerlich.“

„Schmidt, treten Sie noch einmal vor“, gebot der Präsident dem Zeugen.

Der Kellner aus dem Café Gärtner näherte sich in offenbar großer Verwirrung dem Richtertische. Forschend mit weitgeöffneten Augen hatte er William Brande schon die ganze Zeit über betrachtet.

„Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte der Vorsitzende. „Sehen Sie sich ihn genau an.“

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll“, stotterte der Kellner verlegen. „Ich möchte es beinahe auf meinen Eid nehmen, daß es dieser Herr war, den ich damals im Restaurationsgarten mit dem Alten zusammen gesehen habe.“

William Brande blieb ganz gelassen.

„Warten Sie einmal“, sagte er dann, als ob es sich um eine ganz nebenläufige Angelegenheit handelte, „haben Sie mich nicht einmal mit meinem Namen begrüßt? Natürlich. Ich glaube Sie wiederzuerkennen, es war in dem Wirtshause an der Spree. Ich traf dort mit meinem Vater zusammen. Ich sah ihn damals zum letzten Male lebend. Er soll noch in derselben Nacht verunglückt oder das Opfer eines Verbrechens geworden sein.“

Die Verblüffung, welche diese Worte des Zeugen hervorbrachten, war eine allgemeine; sie wurde noch gesteigert, als der Präsident dem Amerikaner die braunlederne Briestafche vorhielt und ihn fragte, was es mit dieser Briestafche für eine Bewandnis habe.

„Ich erhielt die Briestafche von meinem Vater“, berichtete William kaltblütig weiter, „es war gelegentlich unserer letzten Zusammenkunft in jenem Wirtshause.“

„Eben dem Café Gärtner?“ schaltete der Präsident ein. „Das mag sein, ich merke mir nicht leicht Wirtshausnamen. Mein Vater zahlte zwanzigtausend Mark an mich zurück. Von dieser Summe müssen noch neunzehntausendvierhundert Mark in der Tasche liegen.“

„Wie erklären Sie es, in den Besitz einer Tasche gekommen zu sein, welche Ihrem Vater selbst nicht gehörte?“

„Sie fragen mich wirklich zu viel. Ich höre eben erst, daß die übrigens wertlose Tasche fremdes Eigentum sein soll. Jedenfalls händigte mir mein Vater die Summe in ihr aus.“

„Wußten Sie, woher Ihr Vater das Geld erhalten hatte?“ setzte der Vorsitzende das Verhör fort.

Nur ganz unmerklich zögerte der Gefragte; dann neigte er leicht das Haupt. „Ja, ich wußte es. Mein Vater hatte die unterschlagenen Gelder bereits in Monaco verpielt, als ich ihn einholte. Ich stellte ihn vor die Wahl, verhaftet und an die Heimat ausgeliefert zu werden oder mir zwanzigtausend Mark zurückzuzahlen. Ich habe schon gesagt, daß meine Mutter und ich unser letztes hergegeben hatten, um seine Unterschleife teilweise zu decken. Mein Vater suchte mich zu beschwichtigen, indem er mir sagte, daß er von früherher Beziehungen in Berlin habe, die er vielleicht ausnützen könnte. Ich mußte ihm jedoch Zeit lassen, da sein Vorhaben gewisse Vorbereitungen beanspruche.“

„Mit anderen Worten, Sie wußten darum, daß Ihr Vater eine hochachtbare Frau unglücklich gemacht hatte und veranlaßten ihn wohl nun gar noch, Kapital aus seiner Schändlichkeit zu schlagen.“

„Wir wollen darüber nicht streiten!“ entgegnete William frostig. „Ich könnte sagen, daß ich nicht einsehe, warum andere ungerupft davonkommen sollen, während meine Mutter und ich unser ganzes Vermögen für das zweifelhafte Vergnügen haben hergeben müssen, einen solchen Gatten und Vater gehabt zu haben. Aber die Quelle, aus der mein Vater schöpfte, entdeckte mir dieser erst, als er mir das Kapital einhändigte. Zuvor hatte ich auf seine allgemeinen Andeutungen nicht viel gegeben; die überaus schwer einsetzende Krankheit meiner Mutter hatte mich auch zu sehr in Anspruch genommen, zudem interessieren mich die hiesigen Beziehungen meines Vaters wirklich nicht. Ich begnügte mich damit, ihm mit dünnen Worten meine Meinung über seine Handlungsweise zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Hygienisches ABC.

Putze deine Zähne nicht nur am Morgen. Viel wichtiger ist es, wenn dies am Abend ausgeführt wird und damit diejenigen reichlich vorhandenen Speisereste sorgfältig entfernt werden, die Fäulnis erregen.

Halte niemals die durch Kälte erstarrten Hände an einen warmen Ofen oder stecke sie gar in heißes Wasser. Die meisten Frostschäden stellen sich aus diesem Unfug heraus. Ein Reiben mit Schnee oder ein sanftes Grottieren mit einem groben Handtuch erwärmen die Hände, indem der gehemmte Blutumlauf wieder angeregt wird.

Trockne niemals bei starkem Schnupfen die feuchten Taschentücher, die ja oft in wenigen Minuten naß erscheinen, um sie danach von neuem in Benutzung zu nehmen. Du wirst den Schnupfen auf diese Weise niemals richtig los. Solche gebrauchten Taschentücher sind vielmehr nicht nur zu waschen, sondern auch kräftig zu kochen.

Vermeide durch regelmäßige Zufuhr von Abführmitteln einen regelmäßigen Stuhlgang herzustellen. Auch die sanftesten Abführmittel reizen, dauernd genommen — den Darm zu sehr. Trinke vielmehr auf nüchternen Magen, wenn geschmorte Backpflaumen mit viel Saft nichts fruchteten, ein laues Glas starkes Salzwasser und gewöhne dich an eine ganz bestimmte Stunde.

Küßte kleine Kinder nicht auf den Mund, auch wenn du dich gesund fühlst. Die zarten Schleimhäute könnten nicht nur deine eigenen Bazillen, sondern die von erster Hand aufnehmen, die — ohne daß du es weißt — auf den deinen haften geblieben sind.

Sorge dafür, daß du niemals in nassen Strümpfen und Schuhen herumläufst. Durch Forschungen ist festgestellt, daß unerklärliche Lähmungserscheinungen nicht selten auf diese Nachlässigkeit zurückzuführen sind.

Flieh dich der Schlaf, so lasse dir von einem Menschen mit weichen Händen leise und anhaltend die Stirn hin- und zurückfahrend streichen. Du aber verhalte dich ganz ruhig, und der Schlummer wird sich alsbald finden.

Meide nicht den Verzehr von Zwiebeln an den Speisen, weil sie dir einmal Kopfschmerzen verursachten. Gib vielmehr Anweisung, daß sie ungebraten deinen Speisen beigelegt werden. Denn gekocht sind sie leicht verdaulich und sehr anregend.

Bei Darmträgheit meide Kuchen, Schokolade und Kakao, sowie Mehlspeisen aller Art. Insbesondere aber die Hülsenfrüchte. Sauerkraut und alle Arten von Speiseeis hingegen haben einen wohlthätigen Erfolg.

Lege niemals bei auch nur der kleinsten Wunde einen farbigen Strumpf an, ohne daß du für sorgfältigen Abschluß der Wunde — Auswäsung durch Alkohol und Herauslegen eines Stückes Verbandwatte, die mit englischem Pflaster auf der Wunde gehalten wird — gesorgt hast.

Die rote Farbe deiner Nase verliert sich nicht durch teure Creme und Salben. Meide vielmehr in Zukunft Tee, Tabak und Alkohol und hilf das nichts, so unteruche, ob sie vielleicht einen Frostschaden erlitt. Ist auch dies nicht der Fall, so ertrage sie eben.



Von unseren Feldgrauen in Frankreich: Eine deutsche Ulanenpatrouille in einem durch Granatfeuer beschädigten französischen Walde.



Der französische General Foch, Leiter der Durchbruchversuche bei Arras, kämpfte zu Anfang des Krieges in Vothringen. Er hat sich dann in der Schlacht an der Marne ausgezeichnet. Später leitete er die Operationen der französischen Nordarmee in Flandern und ist einer der fähigsten französischen Heerführer.



Oesterreich-ungarischer Vorkposten in einem hohlen Baum.



Zum siegreichen Vordringen im Argonner Wald: Sturmangriff deutscher Truppen auf eine Höhe in den Argonnen.